

4. Die provisorische Prozessvorstellung

In empirischen Studien, die in den Blick nehmen, was genau unter Bedingungen kriegereischer Gewalt eigentlich in sozialer Realität passiert, wird häufig besonders hervorgehoben, dass Krieg dabei als »social condition« (Lubkemann 2008a: 12-15) oder als »social space« (Jennings 2007a: 7) verstanden wird; oder es wird betont, dass Krieg anders denn als »social context« (Richards 2005a: 3) überhaupt nicht sinnvoll sozialwissenschaftlich untersucht werden kann und dass der »soziale Charakter des Krieges« (Bakonyi/Stuvøy 2006: 38) den Ausgangspunkt der Analyse darstellt. Mit diesen Hinweisen soll offenbar bekräftigt werden, dass Krieg tatsächlich als soziales Phänomen untersucht werden kann – beziehungsweise dass Krieg in der Tat ein soziales Phänomen *ist*, in dem soziale Beziehungen weder erstarren noch ersatzlos zerstört werden. Diese Auffassung hat in den Sozialwissenschaften eine lange Tradition. Neben weiteren soziologischen »Klassikern« wie Karl Marx und Max Weber hat insbesondere Georg Simmel in seinen *Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* ([1908] 1992) bereits vor mehr als 100 Jahren nicht nur den sozialen Charakter von Kriegen konstatiert, sondern zudem aufgezeigt, dass unter Bedingungen kriegereischer Gewalt sogar ganz neue soziale Beziehungen entstehen können. Hierzu kommt es Simmel zufolge, wenn »[der Kampf] Personen und Gruppen, die sonst nichts miteinander zu tun hatten, überhaupt zu einem Zusammenschluß [sic!] bringt« (Simmel [1908] 1992: 360).¹

In der aktuellen Forschung zu »innerstaatlichen« (nicht »klassisch« zwischenstaatlichen) Kriegen wird das Entstehen neuer Beziehungen vor allem mit Blick auf Prozesse untersucht, in denen manche bewaffnete Gruppen über längere oder auch kürzere Zeiträume zunehmend gewaltarm mit der Zivilbevölkerung interagieren und dabei in einigen Fällen sogar mehr oder weniger stabile nichtstaatliche Schutz- und Verwaltungsstrukturen etablieren.² Der Politikwissenschaftler Klaus Schlichte (2009) beschreibt beispielsweise drei Schritte, in denen sich die

1 | Für Überblicke und Diskussionen zu den konflikttheoretisch relevanten Theorieelementen bei Marx und Weber vgl. etwa Demirović (2005) und König (2005).

2 | Vgl. Bakonyi/Stuvøy (2006), Weinstein (2007), Schlichte (2009), Branović/Chojnacki (2011), Mampilly (2011).

Konsolidierung zunehmend gewaltarmer Beziehungen vollziehen kann – wobei Rückschritte stets möglich sind und in vielen Fällen nie alle drei Schritte tatsächlich realisiert werden: Nach einem ersten Schritt, in dem bewaffnete Gruppen umkämpfte Gebiete und die in ihnen lebende Bevölkerung gewaltsam unter ihre Kontrolle bringen, entsteht in einem zweiten Schritt zunächst eine »prekäre Ordnung« (*»precarious order«*, Schlichte 2009: 95; Hervorhebung im Original). Mit ihrem Entstehen nimmt Gewalt nach und nach ab und das Verhalten bewaffneter Gruppen beziehungsweise ihrer Kämpferinnen und Kämpfer wird für die Zivilbevölkerung zunehmend berechenbar. Zivilistinnen und Zivilisten können sich dann auf die neue Situation einstellen und sich so verhalten, dass sie – zumindest mit einiger Sicherheit – keine gewaltsamen Sanktionen zu erwarten haben. In einem dritten Schritt wird diese prekäre Ordnung über Zeit zunehmend selbstverständlich und damit weniger prekär, und bewaffnete Gruppen demonstrieren zudem, »that the new power is not only able to kill and destroy but to build and invest as well« (Schlichte 2009: 96). Ein weiteres Forschungsinteresse, das bislang allerdings vergleichsweise weniger breit und intensiv behandelt wird, betrifft die Beziehungen, die unter Bedingungen kriegerischer Gewalt innerhalb bewaffneter Gruppen entstehen. Diese Beziehungen sind in manchen Gruppen strikt entlang zentralisierter Kommandostrukturen organisiert, während in anderen Gruppen nur vergleichsweise lose oder sogar nur sporadische Kontakte zwischen der Führungsebene und einzelnen Kommandoeinheiten bestehen. Im letzteren Fall treffen die in ihren Einheiten jeweils physisch anwesenden Kommandeure dann weitgehend autonom Entscheidungen und erteilen ohne weitere Absprache eigene Befehle.³

Auch in der provisorischen Prozessvorstellung, die in diesem Kapitel zunächst vorbereitet und dann ausformuliert wird, geht es um Prozesse, in denen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt in sozialer Realität mehr passiert als Erstarrung und Zerstörung. Auf Basis der Sozialtheorie Pierre Bourdieus wird in der provisorischen Prozessvorstellung dargelegt, wie theoretisch konsistent denkbar ist, dass nach kriegerischer Gewalt gegen die Zivilbevölkerung unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung fortbestehen, bei denen es sich um Produkte des Lebens und Überlebens unter Bedingungen kriegerischer Gewalt handelt. Die bourdieusche Sozialtheorie wird hier also genutzt, um theoretisch konsistent auf unfriedliche Beziehungen entlang einer eindeutigen Trennlinie zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung »hinzudenken«. Wie ich in der Darstellung des Forschungsprozesses in Kapitel 2 bereits erläutert habe, wird dabei zunächst an der Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen festgehalten und ich lasse Kämpferinnen – als provisorische Notlösung – bewusst unerwähnt, statt sie pauschal mit in die Exkombattanten/Zivilbevölkerung-Trennlinie zu integrieren (siehe ausführlich oben 2.4).

3 | Vgl. etwa Humphreys/Weinstein (2006: 443-445), Weinstein (2007: 127ff.), Hoffman (2007: 649ff.), Schlichte (2009: 144ff.).

Im Folgenden wird zunächst ein kurzer Überblick über die beiden zentralen Konzepte der bourdieuschen Sozialtheorie, *Habitus* und *Feld*, gegeben. Mit diesem Überblick wird keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, und insbesondere die feinteiligen Bedeutungsmodifizierungen, die Bourdieu an beiden Konzepten im Laufe seines jahrzehntelangen Schaffens vorgenommen hat, bleiben darin sogar gänzlich ausgespart. Die grundlegenden Vorstellungen über soziale Realität, die im Zusammenspiel von *Habitus* und *Feld* zum Ausdruck kommen und die für die provisorische Prozessvorstellung aufgegriffen werden, haben sich seit Bourdieus frühen Arbeiten in den 1960er Jahren nicht wesentlich verändert und lassen sich deshalb auch ohne Einbeziehung dieser feinteiligen Modifizierungen darstellen (vgl. ebenso Wacquant 2006: 22). Im Anschluss an den Überblick werden drei handlungstheoretische Konsequenzen des *Habitus*, die in der provisorischen Prozessvorstellung aufgegriffen werden und die in ihr von zentraler Bedeutung sind, noch einmal ausführlicher herausgearbeitet. Erst dann wird die provisorische Prozessvorstellung ausformuliert, die das Entstehen und Fortbestehen unfriedlicher Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung in einer theoretisch bereits konsistenten, aber empirisch unter Vorbehalt stehenden Narrative nachzeichnet.

4.1 ANKNÜPFUNGSPUNKTE IN DER SOZIALTHEORIE PIERRE BOURDIEUS

Die Arbeiten Pierre Bourdieus sind eher nicht dafür bekannt, dass sie sozialtheoretische Ideen enthalten, mit denen sich soziale Prozesse unter Bedingungen kriegereischer Gewalt denken und beschreiben lassen (obwohl vereinzelt bereits zu diesem Zweck an sie angeknüpft worden ist, vgl. Schlichte 2004; Vigh 2006; Koloma Beck/Schlichte 2007). Es ist deshalb kaum verwunderlich, dass meine Theorieauswahl zuweilen irritierte Reaktionen hervorgerufen hat. Auf einer Nachwuchstagung wurde ich im Anschluss an meinen Vortrag – eine Kurzdarstellung meines Promotionsvorhabens – beispielsweise einmal entgeistert gefragt, wie ich denn bloß auf die Idee kommen könne, zum Thema meiner geplanten Arbeit eine Theorie heranzuziehen, die doch darauf ausgerichtet sei, Klassenunterschiede in westlichen Gesellschaften, vorzugsweise der französischen, sichtbar zu machen. Und in der Tat ist das Sichtbarmachen und die Analyse von Klassenunterschieden in Frankreich vordergründig das zentrale Thema in Bourdieus wohl bekanntester Arbeit *Die feinen Unterschiede* (1987). Über ihre jeweiligen empirischen Fragen hinaus enthalten Bourdieus sämtliche Arbeiten allerdings zudem »Denkwerkzeuge« (Bourdieu/Wacquant 2006: 196), die in ihnen als »*modus operandi*, der die wissenschaftliche Praxis [...] anleitet und strukturiert« (Bourdieu/Wacquant 2006: 197; Hervorhebung im Original), in Erscheinung treten. Es sind diese »Denkwerkzeuge«, von denen *Habitus* und *Feld* die grundlegendsten sind, die vermittels der Vorstellungen über soziale Realität, die mit ihnen entfaltet wer-

den, die bourdieusche Sozialtheorie ausmachen. Dass diese themenübergreifende Sozialtheorie häufig übersehen wird beziehungsweise übersehen wurde (in den letzten Jahren ist die bourdieusche Sozialtheorie verstärkt rezipiert und forschungspraktisch genutzt worden, vgl. Barlösius 2006: 8; Sallaz/Zavisca 2007: 25ff.), hat Bourdieu selbst darauf zurückgeführt, »daß [sic!] ich mich nie dazu habe bereithalten können, allgemeine Diskurse über die soziale Welt im allgemeinen zu produzieren [...]« (Bourdieu/Wacquant 2006: 195). Stattdessen hat Bourdieu seine Sozialtheorie in Auseinandersetzungen mit empirischen Fragen entwickelt und sie im Zuge empirischer Untersuchungen fortwährend weiterentwickelt und modifiziert.⁴

Die Themen für seine Untersuchungen fand Bourdieu zudem keinesfalls ausschließlich in Frankreich. Überhaupt sein Interesse an sozialwissenschaftlicher Forschung entdeckte er in Algerien, wo er in den 1950er Jahren während des Dekolonisationskriegs (1954-1962) zunächst Wehrdienst im französischen Militär leistete und dann als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Algier ethnologische und soziologische Untersuchungen durchführte (vgl. Bourdieu 2002: 48ff.). In diesen Untersuchungen beschäftigte Bourdieu sich unter anderem mit erzwungenem sozialen Wandel unter der französischen Kolonialherrschaft (vgl. Bourdieu 2010: 73ff.); mit den kulturellen und sozialen Auswirkungen des Krieges (vgl. Bourdieu 2010: 145ff.); und mit den Logiken der traditionellen Ökonomie der Kabylen, einer Berber-Gruppe, deren Angehörige in der Vorkriegszeit überwiegend im ländlichen Nordwesten Algeriens gelebt hatten, während des Krieges jedoch massenhaft in größere Städte flohen oder von der französischen Armee in Umsiedlungslager hineingezwungen wurden (vgl. Bourdieu 1979: 11-48; 2010: 185ff.). Die Eindrücke und Erfahrungen, welche die Ideen für die zentralen Konzepte der bourdieuschen Sozialtheorie geliefert haben, stammen vor allem aus dieser Zeit und aus diesen empirischen Untersuchungen. Die Entwicklung des Habitus-Konzepts hat Bourdieu selbst darauf zurückgeführt, dass ihm während seiner Zeit in Algerien schließlich aufgegangen war, dass hinter lokalen Handlungsweisen, die er beobachtete und die ihm zunächst fremd und wenig sinnvoll erschienen, dennoch ganz spezifische Logiken standen, die nur eben nicht dem entsprachen, was er selbst erfahrungsbasiert für sinnvoll zu halten erlernt hatte (vgl. Bourdieu 2010: 314-315; Kraus/Gebauer 2002: 18ff.; Barlösius 2006: 22-23).

4 | Eine von empirischen Fragen losgelöste Darstellung seiner Sozialtheorie ist Bourdieu zufolge gar nicht sinnvoll möglich, da sie sich als »Wahrnehmungs- und Handlungsprogramm« (Bourdieu/Wacquant 2006: 197) erst in der empirischen Arbeit offenbare, zu der sie jeweils eingesetzt wird. Einen dennoch sehr gut verständlichen Überblick über die bourdieusche Sozialtheorie gibt insbesondere Eva Barlösius (2006). Daneben bieten auch die von Loïc Wacquant mit Pierre Bourdieu geführten und in überarbeiteter Form veröffentlichten Interviews, in denen Bourdieu zu häufig geäußerten Kritikpunkten und bemängelten Unklarheiten in seinen Arbeiten Stellung nimmt, einen ausführlichen Überblick (vgl. Bourdieu/Wacquant 2006: 95-249).

4.1.1 Habitus und Feld

In seinen Arbeiten zeichnet Bourdieu das Bild einer sozialen Realität, in der die Akteure durch ihr Eingebunden-Sein in soziale Beziehungen überhaupt erst handlungsfähig werden – und dabei zugleich Einschränkungen ihrer Handlungsmöglichkeiten erfahren und erlernen, die sich ihnen als selbstverständlich gegeben präsentieren. Das zentrale Anliegen der bourdieuschen Sozialtheorie ist es, systematische empirische Untersuchungen der je historisch und kulturell spezifischen »Bündelungen an Relationen« (Wacquant 2006: 36; Hervorhebung im Original) zu ermöglichen, in denen Akteure Handlungsfähigkeit erlangen und dennoch stets nur sozial »gefangen« agieren können.⁵ Ihre beiden zentralen Konzepte, Habitus und Feld, beschreiben zwei analytisch unterscheidbare Manifestationen solcher »Bündelungen an Relationen«:

»Ein Feld besteht aus einem Ensemble objektiver historischer Relationen zwischen Positionen, die auf bestimmten Formen von Macht (oder Kapital) beruhen, während der Habitus ein Ensemble historischer Relationen darstellt, die sich in Gestalt der geistigen und körperlichen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata niedergeschlagen haben.« (Wacquant 2006: 36-37)

Bourdieu selbst bezeichnet Habitus und Feld auch als »zwei Existenzweisen der Geschichte« (Bourdieu/Wacquant 2006: 171; Hervorhebung im Original), die sich einerseits in Form verinnerlichter sozialer Wissensbestände in den Körpern und Gedanken der Akteure (Habitus) und andererseits in den Positionen der Akteure zueinander (Feld) manifestieren.

Zunächst zum Feld-Konzept: Um zu beschreiben, wie Interaktion innerhalb von sozialen Feldern abläuft, wird von Bourdieu häufig das Bild eines Spiels gebraucht (vgl. etwa Bourdieu 1993: 122ff.; 1998: 140ff.; Bourdieu/Wacquant 2006: 127ff.). Wie in Spielen gelten auch in Feldern Regeln, die von denjenigen, die an ihnen teilnehmen wollen, akzeptiert werden müssen, und die ihnen entweder bereits bekannt sind oder die sie sich im Zuge der Teilnahme zu erlernen bemühen. Anders als in Spielen werden Akteure in soziale Felder allerdings vielfach – im wörtlichen Sinne – bereits hineingeboren. Das Eintreten in Felder präsentiert sich ihnen dann nicht als Handlungsoption, sondern als Selbstverständlichkeit; und die Frage, ob sie an Feldern teilnehmen und die geltenden Regeln akzeptiert wol-

5 | Die grundlegenden Elemente, über die soziale Realität erschließbar wird, sind aus bourdieuscher Perspektive somit weder unabhängige und frei entscheidende Individuen noch Strukturen, die das Handeln sozialer Subjekte determinieren, sondern Beziehungen, in denen soziale Akteure erst handlungsfähig werden und dabei zugleich Einschränkungen erfahren und erlernen. Bourdieus grundlegender Zugang zu sozialer Realität lässt sich deshalb als »methodologischer Relationismus« beschreiben (Wacquant 2006: 34-40; vgl. auch Barlösius 2006: 23).

len, stellt sich ihnen dann erst gar nicht. Aber selbst in solchen Fällen, in denen Akteure gezielt in bestimmte Felder eintreten und sich bewusst zur Teilnahme an ihnen entscheiden, beruhen diese Entscheidungen nicht ausschließlich auf vollständig bewussten Kalkülen. Vielmehr fühlen Akteure sich stets bereits intuitiv zu bestimmten Feldern hingezogen – oder aber sie nehmen hin, dass sie sich bestimmten Feldern nicht entziehen können. Der »Sinn fürs Spiel« (Bourdieu 1998: 141) beziehungsweise für das Feld ist ihnen dann bereits vermittelt ihrer bislang in sozialen Beziehungen gesammelten Erfahrungen gegeben.

Je verschiedene und zudem kulturell und historisch spezifische Felder – beispielsweise wirtschaftliche (vgl. Bourdieu 2010: 303-335) und akademische Felder (vgl. Bourdieu 1992) oder auch Felder von Lebensstilen (vgl. Bourdieu 1987: 277ff.) und Heiratsfelder (vgl. Bourdieu 2008) – unterscheiden sich sowohl hinsichtlich ihrer spezifischen Regeln als auch darin, was in ihnen als Erfolg gilt und welche Merkmale, Einstellungen, Besitztümer und/oder Fähigkeiten (welches »Kapital«) soziale Akteure mitbringen müssen, um in ihnen erfolgreich zu sein: »[D]ie spezifische Logik eines jeden Feldes [legt] jeweils fest, was auf diesem Markt *Kurs* hat, was im betreffenden Spiel relevant und *effizient* ist, was in *Beziehung auf dieses Feld* als spezifisches Kapital [...] fungiert.« (Bourdieu 1987: 194; Hervorhebungen im Original) Für Akteure, die bestimmte Merkmale, Einstellungen, Besitztümer und/oder Fähigkeiten gemeinsam haben, lassen sich deshalb in denselben Feldern statistisch ähnliche Laufbahnen verfolgen. Je nachdem, ob ihre Merkmale, Einstellungen, Besitztümer und/oder Fähigkeiten in einem jeweiligen Feld gefragt sind, also von den anderen Feld-Teilnehmern geschätzt werden, sind sie innerhalb dieses Feldes dann als »Laufbahnklasse« (Bourdieu 1987: 187) insgesamt entweder erfolgreicher oder weniger erfolgreich als Akteure mit andersartigen Merkmalen, Einstellungen, Besitztümern und/oder Fähigkeiten. Um nur ein Beispiel zu nennen: In seiner Analyse des akademischen Felds im Frankreich der 1960er und 70er Jahre zeigt Bourdieu auf, dass gerade die »respektiertesten Professoren der kanonischen Fächer [gemeint sind altehrwürdige Disziplinen wie Philosophie und Rechtswissenschaft, Anmerkung A.M.] zu großen Teilen dem Lehrermilieu und da besonders den unteren bis mittleren Schichten [entstammen]« (Bourdieu 1992: 173). Als gemeinsames Wesensmerkmal, welches diesen Lehrerkindern im akademischen Feld den entscheidenden Vorteil verschafft hat, identifiziert Bourdieu »einen Grad an Bindung, an Zustimmung [zur Institution Schule beziehungsweise Universität, Anmerkung A.M.], dem bei aller Bedingtheit etwas Totales, Absolutes, Bedingungsloses anhaftet« (Bourdieu 1992: 174). Bourdieu argumentiert weiter, diese Zustimmung der Lehrerkinder zu akademischen Abläufen und Regeln sei von den Machthabern im akademischen Feld (den vorherigen Professoren), deren Macht stets gerade auf der Anerkennung und Geltung akademischer Abläufe und Regeln beruht, als Ausdruck von »Ernsthaftigkeit« und »Brillanz« (Bourdieu 1992: 174) wahrgenommen und mit Aufstiegschancen belohnt worden; so dass sich im Ergebnis eine Laufbahnklasse von Professoren ausmachen lässt, deren Angehörige demnach

vor allem dank ihrer im Lehrermilieu erlernten und verinnerlichten Einstellungen besonders erfolgreich sein konnten. Solche gemeinsamen Einstellungen oder Wesensmerkmale bezeichnet Bourdieu als »Klassenhabitus« (vgl. Bourdieu 1987: 282-286; 1993: 108-112).

Damit nun zum Habitus-Konzept: Ein Klassenhabitus, wie Bourdieu ihn beispielsweise für die »respektiertesten Professoren« ausmacht, kommt gemäß der bourdieuschen Sozialtheorie dadurch zustande, dass Akteure ihre individuellen Habitus-Formationen – ihre verinnerlichten sozialen Wissensbestände, bestehend aus Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata – unter ähnlichen Bedingungen, also in ähnlich beschaffenen sozialen Beziehungen, in denen ähnliche Erfahrungen gemacht werden, ausgebildet haben. Ein Klassenhabitus beschreibt folglich transindividuelle Habitus-Ähnlichkeit; und trotz aller Ähnlichkeit »stecken« somit in jedem Klassenhabitus letztlich individuelle Habitus-Formationen, die von den einzelnen Akteuren in sozialen Beziehungen erfahrungsbasiert ausgebildet worden sind (vgl. Bourdieu 1993: 112).⁶ Diese Ausbildungsprozesse lassen sich als alltägliche Lernprozesse denken, in denen die Akteure soziale Wissensbestände über Erfahrungen vermittelt aufnehmen und sie – wenn diese Wissensbestände in Erfahrungen immer wieder bestätigen werden – mit der Zeit verinnerlichen, so dass sie ihnen fortan intuitiv zur Handlungsorientierung zur Verfügung stehen:

»Der Habitus [...] ist ein sozialisierter Körper, ein strukturierter Körper, ein Körper, der sich die immanenten Strukturen einer Welt oder eines bestimmten Sektors dieser Welt, eines Felds, einverleibt hat und die Wahrnehmung dieser Welt und auch das Handeln in dieser Welt strukturiert.« (Bourdieu 1998: 145)

Ebenso wie die Teilnahme an Feldern ist auch das Erlernen und erst recht das Verinnerlichen sozialer Wissensbeständen nie ausschließlich auf bewusst kalkulierte Entscheidungen zurückführbar. Auch wenn Akteure sich bewusst bemühen, bestimmte Lernprozesse voranzutreiben, lernen sie dabei stets viel mehr und häufig ganz anderes, als sie bewusst zu lernen beabsichtigen. Vor allem erfahren sie alltäglich, wie sie selbst von anderen eingeschätzt werden, wie andere Personen üblicherweise eingeschätzt werden und welches Verhalten als erfolg-

6 | Der Begriff »Habitus-Formationen« wird hier benutzt, um den Plural von Habitus zu bilden – wohingegen in den deutschen Übersetzungen von Bourdieus Arbeiten zur Verdeutlichung des Plurals oft die Bezeichnung »Habitusformen« verwendet wird (vgl. etwa Bourdieu 1993). Diese Bezeichnung ist allerdings insofern missverständlich, als sie unterschiedliche Habitus-Arten oder -Typen anzudeuten scheint (vgl. ebenso Krais/Gebauer 2002: 7). Es gibt in der bourdieuschen Sozialtheorie aber keine unterschiedlichen Habitus-Arten, sondern nur ein Habitus-Konzept; und soziale Akteure können zwar sehr unterschiedliche individuelle Habitus-Formationen ausbilden, aber diese unterscheiden sich dann nur hinsichtlich der je erfahrungsbasiert verinnerlichten Inhalte.

reich, angebracht, normal und natürlich oder aber als falsch und unangemessen angesehen wird (vgl. Bourdieu 1979: 189ff.; Krais/Gebauer 2002: 61ff.). Einmal erlernt und verinnerlicht stehen solche Wissensbestände den Akteuren als Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata zur Verfügung, an denen sie ihr Handeln unbewusst wie an praktischen Hypothesen ausrichten können – und zwar ohne darüber erst noch nachdenken zu müssen. In vertrauten sozialen Umgebungen wissen die Akteure dann intuitiv, welche Deutungen, Bewertungen und/oder Handlungen die jeweils ›richtigen‹ und welche Verhaltensweisen ›falsch‹ sind. Deutungen, Bewertungen und Handlungen, die intuitiv-spontan ausgeführt werden, ohne dass zuvor noch über sie nachgedacht wird, bezeichnet Bourdieu als »Praxis« (etwa Bourdieu 1993: 101; Bourdieu/Wacquant 2006: 153).

Darüber hinaus sind soziale Akteure aber auch fähig, sich mit Situationen und Personen bewusst auseinanderzusetzen; und es ist sogar möglich, dass sie erfahrungsbasiert den Wunsch entwickeln, sich den Einfluss, den verinnerlichte soziale Wissensbestände auf ihr Denken und Handeln ausüben, bewusst zu machen, um dann bewusst gegen diesen Einfluss angehen zu können:

»Die erste Neigung des Habitus ist schwer zu kontrollieren, aber die reflexive Analyse, die uns lehrt, daß [sic!] wir selber der Situation einen Teil der Macht geben, die sie über uns hat, ermöglicht es uns, an der Veränderung unserer Wahrnehmung der Situation und damit an unserer Reaktion zu arbeiten.« (Bourdieu/Wacquant 2006: 170)

Allerdings ist das Repertoire an bewusst auswählbaren alternativen Deutungen, Bewertungen und Handlungen stets insofern begrenzt, als die Akteure nur solche Deutungen, Bewertungen und Handlungen bewusst in Erwägung ziehen können, die im Rahmen ihrer Habitus-Formationen, also auf Basis ihrer erfahrungsvermittelt verinnerlichten sozialen Wissensbestände, bereits grundsätzlich denkbar sind. Anders formuliert: Selbst wenn Akteure sich bewusst und in kritischer Absicht mit ihren Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata auseinandersetzen wollen, müssen sie für diese kritische Tätigkeit zwangsläufig auf soziale Wissensbestände zurückgreifen, die in ihren Habitus-Formationen bereits enthalten sind. Oder noch anders formuliert: Da auch kritische Perspektiven für die Akteure stets nur im Rahmen sozialer Beziehungen ›zu haben‹ sind, sind auch kritische Perspektiven nie frei von Eingrenzungen des Denk- und Machbaren, die in sozialen Beziehungen erfahrungsvermittelt stets miterlernt werden (vgl. Bourdieu 1987: 727ff.; 1993: 99ff.; Bourdieu/Wacquant 2006: 228-229).

Besondere Bedeutung für die Eingrenzung des Denk- und Machbaren kommt bei der Ausbildung von Habitus-Formationen den »Ersterfahrungen« zu (Bourdieu 1993: 113), über die bereits im Kindesalter die Grundstrukturen individueller Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata ausprägt werden. Diese Grundstrukturen geben dann eine Tendenz dafür vor, welche Erfahrungen Akteure in ihrem weiteren Leben suchen, welche Erfahrungen sie nach Möglichkeit gar nicht erst zulassen und wie sie mit neuen Erfahrungen umgehen. Individu-

elle Habitus-Formationen bleiben, da soziale Akteure ständig weiter Erfahrungen machen, also keinesfalls ein Leben lang auf dem Stand der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata bestehen, die bereits im Kindesalter ausgeprägt wurden; aber ihre Weiterentwicklung erfolgt gefiltert durch die über Ersterfahrungen ausgebildeten Grundstrukturen:

»Der Habitus, der mit den Strukturen aus früheren Erfahrungen jederzeit neue Erfahrungen strukturieren kann, die diese alten Strukturen in den Grenzen ihres Selektionsvermögens beeinflussen, sorgt für eine einheitliche, *von den Ersterfahrungen dominierte Aufnahme von Erfahrungen*, die Mitglieder derselben Klassen statistisch miteinander gemeinsam haben. Das besondere Gewicht der ursprünglichen Erfahrungen ergibt sich nämlich im Wesentlichen daraus, daß [sic!] der Habitus seine eigene Konstanz und seine eigene Abwehr von Veränderungen über die Auswahl zu gewährleisten sucht, die er unter neuen Informationen trifft, indem er z.B. Informationen, die die akkumulierte Information in Frage stellen könnten, verwirft, wenn er zufällig auf sie stößt oder ihnen nicht ausweichen kann [...].« (Bourdieu 1993: 113-114, Hervorhebungen A.M.)

Ein transkulturell beobachtbares Beispiel für dauerhaft strukturierend wirkende Ersterfahrungen stellen die je kulturell und historisch spezifischen Geschlechterrollen und Geschlechterverhältnissen dar, die bereits im Kindesalter von den Erwachsenen »abgeguckt« werden. Ebenfalls an diesem Beispiel lässt sich besonders deutlich veranschaulichen, dass Habitus-Formationen nicht nur geistige, sondern auch körperliche Angelegenheiten sind: Mädchen oder Junge beziehungsweise Frau oder Mann zu sein, wird sowohl über Ersterfahrungen als auch über die an sie anschließenden Nachfolgeerfahrungen regelrecht in die Körper der Akteure eingeschrieben; soziales Wissen darum, was es bedeutet, Mädchen oder Junge beziehungsweise Frau oder Mann zu sein, strukturiert somit nicht nur ihr Denken, sondern auch beispielsweise die Art und Weise, wie sie ihre Körper intuitiv halten und bewegen und bestimmte Körperteile unbedingt bedeckt halten oder aber unbekümmert entblößen (vgl. Bourdieu 1979: 193; Bourdieu/Wacquant 2006: 209). Solche Verinnerlichungen, die nicht nur die Denkweisen, sondern auch die Körper der Akteure durchdringen, lassen sich aber auch über Geschlechterwissen hinaus für viele Arten von sozialen Wissensbeständen ausmachen – wenn denn in den körperlichen Haltungen, Mimiken, Gestiken etc. der Akteure nur aufmerksam nach ihnen gesucht wird: »Man könnte [...] sagen, Arme und Beine seien voller verborgener Imperative. Und man fände kein Ende beim Aufzählen [...].« (Bourdieu 1993: 128)

4.1.2 Drei handlungstheoretische Konsequenzen des Habitus

Die spezielle Handlungstheorie, die in Bourdieus Arbeiten vor allem über das Habitus-Konzept enthalten ist, bricht mit verbreiteten Vorstellungen über soziales Handeln, denen zufolge dieses stets in absichtsvollen Tätigkeiten besteht, die

bewusst auf die Erzielung kalkulierter Ergebnisse ausgerichtet werden und die entsprechend über ihre jeweils subjektiv gemeinten Zwecke – also über die Frage ›wozu?‹ – sinnhaft erschließbar sein sollen (vgl. etwa Weber 1956: 99; Coleman 1990: 18). Mit dem Habitus-Konzept werden hingegen gerade auch unreflektierte und intuitiv-spontan ausgeführte Tätigkeiten als soziales Handeln erfasst:

»Die Handlungstheorie, die ich (mit dem Begriff des Habitus) vorschlage, besagt letzten Endes, daß [sic!] die meisten Handlungen der Menschen etwas ganz anderes als die Intention zum Prinzip haben, nämlich erworbene Dispositionen, die dafür verantwortlich sind, daß [sic!] man das Handeln als zweckgerichtet interpretieren kann und muß [sic!], ohne deshalb von einer bewußten [sic!] Zweckgerichtetheit als dem Prinzip dieses Handelns ausgehen zu können [...].« (Bourdieu 1998: 167-168)

Im Folgenden zeige ich drei handlungstheoretische Konsequenzen des Habitus auf, die in der Formulierung der provisorischen Prozessvorstellung aufgegriffen werden und für die Prozessvorstellung von zentraler Bedeutung sind.

Erstens: Aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie sind soziale Akteure mittels ihrer Habitus-Formationen zu Tätigkeiten fähig, denen zwar keine Reflektionen und bewussten Entscheidungen zugrunde liegen, die aber dennoch sozialen Sinn enthalten (beziehungsweise die »zweckgerichtet« sind, wie es in dem oben gerade zitierten Auszug heißt), da sie an verinnerlichten sozialen Wissensbeständen intuitiv wie an praktischen Hypothesen ausgerichtet sind: »Die Akteure wenden in ihrer Praxis ständig Thesen an, die als solche gar nicht aufgestellt werden.« (Bourdieu 1998: 144) Über verinnerlichte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata werden Personen und Situationen dann intuitiv-spontan ›erkannt‹, und es wird auf Basis dieses ›Erkennens‹ gewusst, wie mit ihnen umzugehen ist (vgl. Bourdieu 1987: 734ff.). Allerdings ist derart intuitiv-spontanes ›Erkennen‹ – Bourdieu beschreibt es auch als »Begriffloses Erkennen« (Bourdieu 1987: 234, Hervorhebung im Original) – nicht notwendigerweise zutreffend und ›richtig‹: »[D]ieser praktische soziale Orientierungssinn, der den Zuschreibungen zugrunde liegt, [kann] leicht fehlgehen [...].« (Bourdieu 1987: 738) Er kann nämlich zu Einschätzungen und Handlungen führen, die sich ›objektiv‹ (aus analytischer Außenperspektive betrachtet) als fehlgeleitet oder zumindest als fehlerbehaftet ausmachen lassen. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn bestimmten Personen aufgrund ihrer Erscheinung (Hautfarbe, Alter, Kleidung, Dialekt etc.) bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, obwohl sie diese nachweislich gar nicht besitzen oder zumindest begründete Zweifel an der Treffsicherheit der Zuschreibungen aufgezeigt werden können. Selbst nachweislich fehlgeleitete Einschätzungen und die an ihnen orientierten Praxis-Handlungen sind dann jedoch nicht einfach nur ›falsch‹, sondern – nicht anders als ›richtige‹ Einschätzungen – zudem Manifestationen der verinnerlichten sozialen Wissensbestände, auf deren Basis sie den zuschreibenden Akteuren intuitiv richtig erscheinen. Sowohl ›richtige‹ als auch ›falsche‹ Einschätzungen und Praxis-Hand-

lungen enthalten somit einen sozialen Sinn, der sich allerdings nicht über Fragen nach subjektiv gemeinten Zwecken, sondern noch am ehesten über Analysen der sozialen Beziehungen und Erfahrungen erschließen lässt, in denen die zuschreibenden Akteure ihre sozialen Wissensbestände erlernt haben (vgl. Bourdieu 1993: 104-105, 157).

Zweitens: Praxis-Handeln, das intuitiv an verinnerlichten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata wie an praktischen Hypothesen ausgerichtet wird, ist in der bourdieuschen Sozialtheorie zwar »nur eine der möglichen Formen des Handelns, *aber eben die bei weitem häufigste*« (Bourdieu/Wacquant 2006: 165; Hervorhebungen A.M.). Dieses Mengenverhältnis, das auf den ersten Blick zulasten von reflektiertem Handeln überzogen erscheinen mag, ergibt sich daraus, dass soziales Handeln in der bourdieuschen Sozialtheorie eben auch alltägliche Tätigkeiten miteinschließt, die in Sozialtheorien, die ausschließlich an kalkulierten Handlungsentscheidungen und bewussten Handlungen interessiert sind, gar keine Beachtung finden (vgl. Barlösius 2006: 30ff.). Neben intuitivem Praxis-Handeln sind soziale Akteure aber auch aus Perspektive der bourdieuschen Sozialtheorie zu Reflektion und zu bewusstem Handeln fähig. An der Gesamtheit alltäglicher Tätigkeiten bemessen greifen sie auf den Modus bewussten Handelns jedoch nur vergleichsweise selten zurück; und zwar vor allem dann, wenn neue Erfahrungen oder andauernd irritierende Erfahrungen das Bekannte und intuitiv Vertraute merklich durchbrechen und Situationen und/oder Personen Handlungsbedarf-anzeigend zu Bewusstsein bringen.

Solche Bewusstwerdungsprozesse treten in besonders großen Ausmaßen, nämlich für besonders viele Akteure auf einmal, in »Krisenzeiten« auf (Bourdieu/Wacquant 2006: 165). »Krisenzeiten« zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen »die gewohnheitsmäßigen Entsprechungen von subjektiven [Habitus-Formationen, Anm. A.M.] und objektiven Strukturen [Feldern, Anm. A.M.] abrupt durchbrochen werden [...]« (Bourdieu/Wacquant 2006: 165-166). In Krisenzeiten haben die Logiken und Regeln sozialer Felder dann in kurzer Zeit so drastische Veränderungen durchgemacht, dass Einschätzungen und Handlungen, die an sozialen Wissensbeständen orientiert sind, die noch unter andersartigen Bedingungen erfahrungsbasiert erlernt und verinnerlicht worden sind, für die Akteure merklich negative Konsequenzen nach sich ziehen und sie so zum Nachdenken und bewussten Handeln anregen. Allerdings: Selbst wenn soziale Akteure in solchen Situationen über Handlungsoptionen nachdenken, Handlungsentscheidungen bewusst treffen und bewusst neue Handlungsstrategien entwickeln, bedeutet dies noch nicht zwangsläufig, dass es ihnen tatsächlich gelingt, sich in veränderten Feldern neu zu orientieren und negative Konsequenzen in Zukunft erfolgreich zu vermeiden. Da jedes Nachdenken und jede Entwicklung neuer Strategien zwangsläufig auf bestehende soziale Wissensbestände zurückgreifen muss – die Habitus-Formationen somit jedem Nachdenken und bewussten Handeln »ontologisch vorgelagert« sind (»ontologically prior« Pouliot 2008: 277) –, hängt die Orientierungsfähigkeit der Akteure maßgeblich davon ab, ob sie in ihren sozialen

Wissensbeständen Anknüpfungspunkte finden, die ihnen einen erfolgreichen oder zumindest schadensbegrenzenden Umgang mit den veränderten Verhältnisse ermöglichen.

Drittens: Die ontologische Vorlagerung des Habitus (beziehungsweise der individuellen Habitus-Formationen, die einander, wenn sie auf ähnlichen Erfahrungen basieren, transindividuell stark ähneln können, siehe oben 4.1.1), ist dafür verantwortlich, dass zuweilen Situationen eintreten, in denen Akteure an gewohnten Einschätzungs- und Handlungsweisen festhalten, obwohl diese spürbar nicht mehr zu den Verhältnissen passen, in denen sie aktuell leben. Ein Verharren im Gewohnten ist in solchen Fällen dann nicht einem bewusst entschiedenen Festhalten an Traditionen geschuldet; vielmehr ist es Ausdruck eines leidvoll erfahrenen Unvermögens, in bestehenden sozialen Wissensbeständen Anknüpfungspunkte für den Umgang mit veränderten Verhältnissen zu finden. Dieser Zustand ist nicht zwangsläufig von Dauer. Die Akteure machen immerhin weiterhin Erfahrungen, die zwar vor dem Hintergrund bestehender sozialer Wissensbestände erlebt und gedeutet werden, die diesen Wissensbeständen über Zeit und durch ständige Konfrontation aber, wenn die Akteure dies zulassen können, dennoch allmähliches Neues hinzufügen und so – mit etwas Glück – mit der Zeit Anknüpfungspunkte für ein Umdenken liefern. Die Anpassung sozialer Akteure an veränderte Verhältnisse ist dann jedoch zeitlich erheblich verzögert. Bourdieu bezeichnet solche Verzögerungen als »Trägheits-« oder auch »Hysteresis«-Effekt des Habitus: »[E]s gibt Fälle von Diskrepanz [zwischen Handlungsweisen und den Logiken und Regeln sozialer Felder, Anm. A.M.], in denen die Verhaltensweisen unverständlich bleiben, sofern man nicht den Habitus und die ihm eigene Trägheit, seine Hysteresis, veranschlagt.« (Bourdieu/Wacquant 2006: 164)

Erstmals entdeckt hat Bourdieu diesen Trägheits-Effekt im Zuge seiner Untersuchungen in Algerien in den 1950er Jahren, als er – für ihn selbst unerwartet und zunächst unverständlich – auf Diskrepanzen zwischen traditionellen Wirtschaftspraktiken und einem bereits kapitalistisch geprägten ökonomischen Feld aufmerksam wurde. Er beobachtete, dass gerade Angehörige der ethnischen Gruppe der Kabylen, die in vielen Fällen erst im Verlauf von Flucht und erzwungener Umsiedelung während des Krieges mit kapitalistischen Wirtschaftspraktiken in Berührung gekommen waren, sich im Kapitalismus nur schwer oder gar nicht zurechtfinden (vgl. Bourdieu 2010: 185ff.). Während die kapitalistische Wirtschaftslogik in weiten Teilen der algerischen Bevölkerung längst als normal und gegeben angesehen wurde, stellte das Prinzip der Gewinnmaximierung einen drastischen Widerspruch zu den Wirtschaftspraktiken dar, die viele Kabylen nach wie vor praktizierten und gewohnt waren. Diese beruhten auf Subsistenzlandwirtschaftlichen Tätigkeiten und ehrenhaftem Tausch und brachten spezielle Rollenaufteilungen, Zeiteinteilungen und Vorstellungen vom »guten« und »richtigen« Zusammenleben mit sich, die sich in den Städten und Umsiedlungslagern kaum aufrechterhalten ließen (vgl. Bourdieu 2010: 175ff., 193ff.). In einem Aufsatz, der im französischen Original 1964 erschienen ist, beschreibt Bourdieu, dass viele

Kabylen nichtsdestotrotz in ihre gewohnten Einstellungen und Handlungsweisen verstrickt blieben, ohne aus ihnen Orientierung für die Bewältigung der neuen Situation ziehen zu können:

»Der entwurzelte Bauer, für den die Umgebung, in der er geboren wurde, die einzig vertraute Umgebung ist und dessen ganzer *körperlicher Habitus* dem Raum »angepaßt« [sic!] ist, in dem er sich gewöhnlich bewegt, ist zutiefst in seinem *Wesen* getroffen, so tief, daß [sic!] er seine Verzweiflung gar nicht in Worte fassen, geschweige denn Gründe dafür angeben kann.« (Bourdieu 2010: 236; Hervorhebungen im Original)

Jahrzehnte später hat Bourdieu rückblickend auf seine am Beispiel der entwurzelten Kabylen erstmalig formulierte Entdeckung des Habitus darauf hingewiesen, dass es durchaus nicht selbstverständlich war, dass er die kabyllischen Traditionen schließlich als soziales Handeln wahrnehmen konnte, statt sie als irrationales Verhalten abzutun und sich anderen Fragen zuzuwenden. Eben als irrationales oder zumindest als zutiefst unverständliches Verhalten waren sie ihm zunächst nämlich erschienen. Als Beispiel berichtet er von seiner Irritation angesichts der kabyllischen Regeln des tauschbasierten Viehverleihs:

»Ich erinnere mich daran, einen kabyllischen Bauern stundenlang mit Fragen bombardiert zu haben, als dieser mir zu erklären versuchte, worauf denn eine traditionelle Form des Viehverleihs eigentlich beruhte. Mir war einfach nicht klar geworden, daß [sic!] der Eigentümer des Zugtieres sich entgegen aller »ökonomischen« Vernunft dem Mieter verpflichtet fühlen konnte, da er anscheinend davon ausging, daß [sic!] dieser ja für das Tier sorgte und er es ja sonst hätte selber füttern müssen.« (Bourdieu 2010: 314)

Bourdieu spekuliert, dass es ihm zum einen deshalb möglich wurde, den sozialen Sinn dieser Praktiken zu erkennen, weil er in seinen langen Studien der kabyllischen Sicht- und Handlungsweisen – also über neue Erfahrungen – allmählich eine »quasi »eingeborene« Vertrautheit mit der praktischen Logik vorkapitalistischer Ökonomie« erwarb (Bourdieu 2010: 315); und zum anderen deshalb, weil er während seiner Kindheit im ländlichen Béarn im Südwesten Frankreichs selbst noch vorkapitalistische Sicht- und Handlungsweisen erlebt hatte, die in seiner eigenen Habitus-Formation wohl lediglich »vergraben« gewesen waren und die ihm Anknüpfungspunkte für einen Zugang zu den kabyllischen Sicht- und Handlungsweisen lieferten (vgl. Bourdieu 2010: 315-316).

Wie an diesen zuletzt dargestellten Überlegungen deutlich wird, gelten die handlungstheoretischen Konsequenzen des Habitus in der bourdieuschen Sozialtheorie nicht nur für diejenigen, deren soziale Realität untersucht wird, sondern stets auch für diejenigen, die solche Untersuchungen durchführen (vgl. Bourdieu 1992; 2002). Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bilden demnach, wie alle anderen sozialen Akteure auch, Habitus-Formationen aus; und von den in ihren Habitus-Formationen zusammengefassten sozialen Wissensbeständen

bleibt auch ihre Forschungsarbeit nicht unberührt. Eine vollständig von sozialer Vorstrukturierung freie und genuin kritische Wissenschaftstätigkeit, in der es komplett vermieden werden könnte, bestimmte Konzepte, Vorstellungen und methodische Vorgehensweisen samt den jeweils dazugehörigen Begründungen intuitiv für plausibel zu halten und unhinterfragt zu übernehmen, ist im Rahmen der bourdieuschen Sozialtheorie somit nicht denkbar. Wohl aber können Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Konzepte, Vorstellungen und methodischen Vorgehensweisen, mit denen sie üblicherweise arbeiten, infrage stellen und überdenken – wenn diese ihnen über neue und/oder irritierende Erfahrungen (etwa durch herausfordernde Lektüre, konsequent nachfragende Studentinnen und Studenten oder durch Feldforschung) Handlungsbedarf-anzeigend zu Bewusstsein kommen (vgl. Bourdieu 1992: 75; Bourdieu/Wacquant 2006: 228-229).

4.2 UNFRIEDLICHE BEZIEHUNGEN ZWISCHEN EXKOMBATTANTEN UND DER ZIVILBEVÖLKERUNG

Anhand der dargestellten Elemente der bourdieuschen Sozialtheorie lässt sich nun eine provisorische Prozessvorstellung formulieren, in der unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung als gelebte Manifestationen erlernter und über Zeit verinnerlichter Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata konsistent gedacht und beschrieben werden können. Aufseiten der Exkombattanten würden Gewaltbereitschaften demnach aus sozialen Wissensbeständen gespeist, die Kämpfer unter dem Eindruck insgesamt ähnlicher Erfahrungen erlernt und schließlich verinnerlicht haben würden; und aufseiten der Zivilbevölkerung wären Gewalterwartungen solchen sozialen Wissensbeständen geschuldet, die Zivilistinnen und Zivilisten ebenfalls unter dem Eindruck untereinander ähnlicher, dabei aber von denen der Kämpfer strikt verschiedener Erfahrungen erlernt und verinnerlicht haben würden. Im Nachkriegskontext wären die unfriedensrelevanten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata dann in einen speziellen Exkombattanten-Klassenhabitus und einen speziellen Zivilbevölkerungs-Klassenhabitus gespalten. Im Folgenden stelle ich dar, wie sich die Prozesse des Entstehens und Fortbestehens unfriedlicher Beziehungen in diesem Rahmen Schritt für Schritt denken lassen. Um den provisorischen Charakter der Prozessvorstellung dabei auch sprachlich unmissverständlich deutlich zu machen, wird sie insgesamt im Konjunktiv verfasst.

Der Anfangs- und Anstoßpunkt der Prozesse, die schließlich unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung hervorbringen würden, müsste darin bestehen, dass der Beginn kriegesischer Gewalt eine Krisenzeit auslösen würde, in der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die den Akteuren zuvor noch Orientierung geboten oder sie zumindest nicht merklich in die Irre geführt hatten, nun merklich nicht mehr passen würden. Um die durch eine solche Krisenzeit angestoßenen Prozesse auf

unfriedliche Beziehungen zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung ›hinzudenken‹, muss allerdings zugleich davon ausgegangen werden, dass die Krisenzeit – anders als etwa im Fall der entwurzelten kabyllischen Bauern – keine andauernde Orientierungslosigkeit auslösen würde. Stattdessen müssten sowohl Kämpfer als auch Zivilistinnen und Zivilisten sehr schnell gedankliche Anknüpfungspunkte finden, die es ihnen ermöglichen würden, sich angesichts ihrer Erfahrungen unter Bedingungen kriegerischer Gewalt bewusst an die Entwicklung neuer Strategien für den Umgang mit den veränderten Verhältnissen zu machen.

Darüber, wie solche anknüpfungsfähigen sozialen Wissensbestände inhaltlich beschaffen sein würden und ob sie womöglich klassen- oder auch geschlechtsspezifisch unterschiedliche Anknüpfungspunkte enthalten würden, lässt sich auf rein theoretischer Ebene nichts aussagen. Dasselbe würde grundsätzlich auch sowohl für die Erfahrungen gelten, die von den Akteuren in der Krisenzeit (unter Bedingungen kriegerischer Gewalt) gemacht würden, als auch für die neuen Strategien, die von Akteuren auf Grundlage ihrer Anknüpfungspunkte und ihrer neuen Erfahrungen entwickelt würden. An dieser Stelle kommt allerdings die Annahme radikal unterschiedlicher Erfahrungen zum Einsatz: Unter Hinzuziehung dieser Annahme (siehe oben 2.1.2) lassen sich grob zwei verschiedene Typen von Erfahrungen konstruieren, welche die bewusst neu entwickelten Strategien – entlang einer eindeutigen Trennlinien – je unterschiedlich informieren und inhaltlich prägen würden. Demnach würden Kämpfer in den Kommandoeinheiten ihrer bewaffneten Gruppen erfahren, dass von ihnen ganz selbstverständlich die Bereitschaft zur Ausübung von Gewalt verlangt wird; dass Gewaltverweigerungshaltungen mit einiger Sicherheit hart bestraft werden; und dass Gewalthandlungen als normale Tätigkeiten angesehen werden, die ihnen eventuell sogar ein vergleichsweise ›gutes‹ Leben ermöglichen können. Letzteres wäre vor allem dann der Fall, wenn Kämpfer in ihren Kommandoeinheiten nicht nur relativ geschützt und gut versorgt wären, sondern darüber hinaus auch auf gewalttätige Plünderungszüge gehen dürften, um sich mit benötigten und/oder begehrten Gütern zu versorgen. Kämpfer würden ausgehend von solchen Erfahrungen dann Lebens- und Überlebensstrategien entwickeln, die sich von Kämpfer zu Kämpfer durchaus unterscheiden könnten (je abhängig von ihren konkreten Kriegserfahrungen und von der inhaltlichen Beschaffenheit ihrer verinnerlichten Wissensbestände), die aber eins in jedem Fall gemeinsam hätten: nämlich dass sie auf Gewaltbereitschaft basieren würden. Zivilistinnen und Zivilisten hingegen würden in erster Linie erfahren, dass sie von Kämpfern Gewalt zu erwarten haben. Ihre neu entwickelten Strategien wären deshalb darauf ausgerichtet, diese Gewalt vermeiden und/oder abwehren zu können; etwa durch die Einrichtung von Verstecken, durch Flucht und/oder durch die Organisation von Schutz- und Selbstverteidigungsmaßnahmen. Welche Strategien ihnen im Einzelnen machbar und erfolgsversprechend erscheinen würden, könnte sich ebenfalls je nach den unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gemachten Erfahrungen und anknüpfbaren Wissensbeständen unterscheiden. Gemeinsam wäre

den Strategien von Zivilistinnen und Zivilisten aber in jedem Fall, dass sie auf Gewalterwartungen gegenüber Kämpfern basieren würden.

In dem Maße, in dem die neu entwickelten Strategien dann unter Bedingungen kriegerischer Gewalt über Zeit angewandt, dabei als Orientierung bietend und ›passend‹ (angemessen und erfolgreich) erlebt und schließlich auch untereinander – einerseits unter Kämpfern und andererseits unter Zivilistinnen und Zivilisten – als sinnvoll und selbstverständlich kommuniziert würden, müsste mit der Zeit immer seltener vor ihrer Anwendung erst noch über sie nachgedacht werden. Allmählich würden die bewusst entwickelten Strategien so im Zuge ihrer Anwendung in verinnerlichte soziale Wissensbestände transformiert: in Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die intuitiv zur Handlungsorientierung zur Verfügung stünden, ohne dass noch über sie nachgedacht werden müsste.

Einmal in dieser Weise verinnerlicht würden die kriegsgeprägten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata mit der Beendigung kriegerischer Gewalt dann nicht einfach wieder verschwinden. Vielmehr wäre ihr Fortbestehen geradezu garantiert, solange es im Nachkriegskontext nicht zu einer neuen Krisenzeit kommt, die ehemaligen Kämpfern und Zivilistinnen und Zivilisten ihre kriegsgeprägten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata als ›falsch‹ beziehungsweise als negative Konsequenzen nach sich ziehend zu Bewusstsein bringen würde. Zivilistinnen und Zivilisten würden im Nachkriegskontext dann schon intuitiv davon ausgehen, dass sie auch von ehemaligen Kämpfern Gewalt zu erwarten haben. Und ehemalige Kämpfer würden Gewalt weiterhin schon intuitiv als normale Handlungsoption in Erwägung ziehen, um das Leben im Nachkriegskontext zu meistern; beispielsweise zur alltäglichen Konfliktlösung in ihren Familien und sonstigen Gemeinschaften und zum ökonomischen Selbsterhalt. Zugleich würden gerade diese Gewaltbereitschaften erheblich dazu beitragen, dass es im Nachkriegskontext gar nicht erst zu einer neuen, die kriegsgeprägten Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata erschütternden Krisenzeit kommen könnte: Da intuitiv gewaltbereite Kämpfer wohl nicht nur still und heimlich, sondern *merklich* gewaltbereit bleiben würden (beispielsweise in Form von Gewaltkriminalität), würde es Zivilistinnen und Zivilisten schlicht an Anlässen fehlen, ihre Gewalterwartungen zu überdenken; wobei das Ausmaß, in dem ehemalige Kämpfer Gewaltbereitschaften in die Tat umsetzen würden, immer noch deutlich unterhalb des Ausmaßes kriegerischer Gewalt bleiben müsste, weil sonst gar nicht erst sinnvoll von einem Nachkriegskontext die Rede sein könnte. Noch dazu ist denkbar, dass es ehemaligen Kämpfern und Zivilistinnen und Zivilisten – an dieser Stelle dann womöglich doch ähnlich wie den entwurzelten kabyllischen Bauern – nach Kriegsende ganz grundsätzlich an gedanklichen Anknüpfungspunkten für eine Umorientierung im Nachkriegskontext fehlen könnte. Mit solchen Habitus-Trägheitseffekten wäre vor allem für diejenigen zu rechnen, die zu Beginn kriegerischer Gewalt so jung waren, dass sie kaum oder gar nicht über andere Erfahrungen als die verfügen

würden, die sie im Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt gemacht haben.

Im Ergebnis würden unfriedliche Beziehungen dann ihrer Form nach zwischen Exkombattanten und der Zivilbevölkerung bestehen. Ihr Inhalt würde einerseits von Vorstellungen ausgemacht, auf deren Basis Gewalt intuitiv als normale Handlungsoption in Erwägung gezogen würde, um auch im Nachkriegskontext überleben und zudem möglichst ›gut‹ leben zu können (Exkombattanten); und andererseits von Vorstellungen, in denen von ehemaligen Kämpfern schon intuitiv Gewaltbereitschaften erwartet würden (Zivilistinnen und Zivilisten). Als Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, die aus verinnerlichten Wissensbeständen resultieren, würden Gewaltbereitschaften und Gewalterwartungen zudem als selbstverständlich empfunden und deshalb nur selten – wenn überhaupt – zum Gegenstand bewusster Reflektionen gemacht. In dieser Konstellation wären die unfriedlichen Beziehungen dann außerdem insofern *einseitig*, als die intuitiven Gewalterwartungen der Zivilbevölkerung zwar direkt auf Exkombattanten bezogen wären; deren Gewaltbereitschaften wären jedoch nicht in erster Linie gegen die Zivilbevölkerung, sondern vor allem *darauf* ausgerichtet, das Leben im Nachkriegskontext zu meistern. Eben in dieser Weise werden die Exkombattanten zugeschriebenen Gewaltbereitschaften auch in der in Kapitel 2 bereits zitierten Problemvorstellung aus dem UN-Handbuch für DDR-Programme dargestellt. Hier noch einmal zur Erinnerung:

»Ex-combatants, especially when they are young, may have become a ›lost generation‹, having been deprived of education, employment and training during the conflict period, suffering war trauma, becoming addicted to alcohol and drugs, *and dependent on weapons and violence as the only means to make their way in the world.*« (UN Inter-Agency Working Group on DDR 2006a: 3; Hervorhebung A.M.)

Zusammen mit dem in Kapitel 3 dargelegten Konzept unfriedlicher Beziehungen macht die an dieser Stelle nun fertig formulierte provisorische Prozessvorstellung die konzeptionellen und theoretischen Grundlagen der vorliegenden Arbeit aus. In Kapitel 5 geht es im Folgenden mit der Bereitstellung empirischer Einsichten zum Leben und Überleben unter Bedingungen kriegerischer Gewalt in Sierra Leone weiter. In diesen Einsichten kommen dann endlich auch Kämpferinnen vor, deren provisorische Aussparung hier damit ab sofort beendet ist.

